

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 168. Bromberg, den 6. Oktober 1925.

Die Flamme der Welt.

Roman von Guido Kreutzer.

(20. Fortsetzung.)

„Ich habe das abgelehnt."

„Und als er nun von Ihnen meine augenblickliche Berliner Adresse erfahren wollte, vermutlich doch, um mir zu schreiben?"

„Da habe ich es abermals abgelehnt, seinen Wunsch zu erfüllen."

„Aus welchen Gründen heraus taten Sie das beides?"

„Aus ein und demselben Grunde, gnädiges Fräulein, den ich bereits gestern andeutete."

„Und dieser Grund?"

Er sah ihr gerade in die Augen.

„Glauben Sie wirklich, gnädiges Fräulein, daß ein Mann in meiner seelischen Verfassung so selbstlos und uneigennützig sein kann?"

„In einem derart belanglosen alltäglichen Fall..."

„Gerade dieser Fall, gnädiges Fräulein, ist für mich nicht belanglos und nicht alltäglich. Und weshalb tun Sie solche Bemerkung überhaupt. Sie wußten doch von gestern ganz genau vorher, welche Antwort ich Ihnen nur geben würde."

„Das konnte ich nicht wissen, Herr Doktor; da Sie es gestern schroff ablehnten, mir trotz meiner Bitte zu sagen, bei welcher Gelegenheit wir beide uns schon einmal gesehen und gesprochen haben."

„Und ich lehne das auch heute ab, gnädiges Fräulein."

Sie schob ein wenig die Schultern hoch, ihre Lippen zuckten, als bemühe sie sich, einen abermals in ihr aufsteigenden Zorn zu bändigen.

„Es ist dreiviertel sieben, Herr Doktor, ich habe für den heutigen Abend keinerlei Einladung angenommen. Ich bin so seltsam nervös, daß ich irgendwohin gehen möchte, wo ich nicht die übliche Unterhaltung mit anhören muß. Ich denke mir, irgendein ungewöhnliches Theaterstück oder ein ausgesucht gutes Konzert, oder schlimmstenfalls sogar einen wissenschaftlichen Vortrag über irgendein tiefsinniges Problem. Können Sie mir da einen Ratschlag erteilen."

„Selbstverständlich, gnädiges Fräulein. Für Leute mit nervöser Grundstimmung sind aufregende Theaterstücke von vier oder mehr Akten, endlose Konzerte oder tiefsinnige wissenschaftliche Vorträge glattweg ein rotes Tuch. Es gibt meines Erachtens nur eine Möglichkeit, Ihrer heutigen Stimmung den entsprechenden Klangboden zu schaffen. Wir sind beide zu vorübergehendem Aufenthalt in Berlin. Wir sind beide Herren unserer Zeit. Unsere Beziehungen sind die einer ziemlich unverhüllten Abneigung von Ihrer und einer unentwegten Verehrung von meiner Seite. Ziehen wir also aus diesem eigentümlichen Mißklang die Folgerungen und sehen wir zu, bis zu welchem Grade sich unsere beiderseitigen Empfindungen noch steigern könnten. Ich bitte Sie, heute mit mir zu Abend zu essen."

Er hätte sein Spiel mit tödlicher Sicherheit verloren, der gute Hans Torunn, wenn er das alles nicht mit einer so gewissermaßen selbstverständlichen Ruhe gesagt hätte.

So aber schaffte er es wirklich und erreichte, woran er noch fünf Minuten vorher nicht im hitzigsten Fieber zu denken gewagt hätte: bald saßen sie einander im Speisesaale des Kaiserhofes gegenüber.

Der schwere Bordeaux funkelte in den Gläsern, im geschliffenen Kristall der Teller und Aufsätze wachten unter dem weichen Lichte der kleinen, dicht verschleierten elektrischen Tischlampen goldene Reflexe auf; die Kellner huschten auf dicken Teppichen lautlos hin und her, bedienten gewandt, zogen sich diskret zurück. Und rings um sie beide war verhaltenes Stimmengemurmel und leises Gläserklirren und gedämpftes Frauenlachen — war jene unbestimmbare, berückende Stimmung von Vornehmheit und selbsicherer Lebensführung, die ihnen unwillkürlich das Blut schneller durch die Adern trieb und vor ihr Denken und Fühlen einen leisen rosigen Schleier zog.

Hans Torunn hob sein Glas.

„Wenn ich nun so sprechen darf, wie mir ums Herz ist, dann muß ich Ihnen vor allen Dingen für den heutigen Abend und für die Stunde, die Sie mir gewähren, danken. Um so mehr danken, gnädiges Fräulein, als ich weiß, daß ein solcher Abend für Sie der erste ist. Wenn man Ihnen vor zehn Tagen, als ich Ihr Haus betrat, dies gesagt hätte — also ich habe eine zu höfliche Phantasie, um mir auszudenken, was Sie dann geantwortet hätten."

Sie sah ihn lange und mit einem Blick an, den er nicht verstand, unter dem ihm das Herz aber plötzlich schneller schlug.

Und ihm schien, auch ihre Stimme klinge plötzlich anders, als sie entgegnete: „Wir wollen das alles lassen, Herr Doktor. Denn ich glaube, es wird endlich Zeit, auf den eigentlichen Grund Ihres Hierseins zurückzukommen."

„Ich sagte bereits, gnädiges Fräulein — ich stehe in dieser Beziehung jederzeit zur Verfügung. Nur stört es ein wenig, daß Sie schon morgen oder übermorgen nach Warrischken zurückkehren wollen. Denn die Vorarbeiten einer solchen Überführung nehmen womöglich längere Zeit in Anspruch; und ich selbst bin vielleicht nicht genug im Bilde, um das alles allein erledigen zu können."

„Das sollen Sie auch nicht, Herr Doktor", sagte Martine zu Hans Torunn, „ich klammere mich nicht an einen bestimmten Tag. Ich habe in der letzten Nacht über Ihre Anregung nachgedacht und gebe Ihnen zu: — im Interesse meines Vaters hat Ihr Vorschlag vieles für sich. Allerdings müßten wir beide — Sie und ich — Hand in Hand arbeiten, um es möglichst schnell zu erreichen."

„Meine Zeit steht unumschränkt zu Ihrer Verfügung, gnädiges Fräulein."

Sie streckte ihm über den Tisch die Hand entgegen.

„Also danke ich Ihnen schon im voraus. Wenn ich auch die letzten Gründe, die Sie zu diesem Schritt veranlassen, nicht kenne — vielleicht ist es sogar besser so. Auf jeden Fall weiß ich, daß wir meinem Vater eine große Freude bereiten werden. Und dazu . . . in ihren großen, wunderschönen Augen zuckte jäher Spott auf . . . „und dazu ist mir jeder Kampfgenoß recht. Sogar . . . —"

Ihr Gegenüber hob abermals das Glas.

„. . . sogar ich! Gehorsamsten Dank, gnädiges Fräulein. Ich habe wieder einmal die berühmten Katzenpfötchen unter dem seidenen Fell zu spüren bekommen. Aber rechnen Sie nicht darauf, daß ich mich davon abschrecken lasse. In keiner Beziehung. Denn der kategorische Imperativ ist nun einmal das liebe Ich! Und fast will mir scheinen: Selbst unsere ungebärdigsten Herzenswünsche sind bestenfalls ein schmückendes Relief unseres Verstandes!"

———

Als Hans Torunn sich am nächsten Morgen gegen fünf Uhr erhob, mußte er das Licht einschalten. Es war noch fast nächtlich dunkel. Tiefhängende schwere Wolken trieben am Himmel; feiner, nadelartiger Regen sprühte gegen die Fenster. Aber als der Kraftwagen, der ihn mit seinen beiden Sekundanten und dem Arzt nach dem Grunewald hinausbrachte die Heerstraße entlang jagte, da lichteten sich allmählich die feinen Nebelschwaden, die der Landschaft etwas fast Herbstliches gaben. Eine Weile noch blieben sie zwischen den Kieferstämmen des Grunewalds hängen, bis sie im unablässig riesenlnden Regen zu einem trostlos einförmigen, erstickenden Grau zusammenflossen.

In dem großen Auto, das den vier Herren bequem Platz bot, herrschte gedrücktes Schweigen.

Hans Torunn starrte durch die Fensterscheibe in den Aprilmorgen hinaus. Vielleicht war alles damit abgetan, daß, wenn der Jost von Ryssow und er selbst vier oder fünf Kugeln wechselten, der eine oder andere von ihnen beiden irgendeine belanglose Schußwunde ins dicke Fleisch erhielt. Antiseptischer Verband darum; ein paar Wochen Schonung des verletzten Gliedes, und kein Hahn krähte mehr danach.

Und schüttelte noch im selben Augenblick, da er das dachte, unwillkürlich und fast unwillig den Kopf. Denn es gab da eine innere Stimme; es gab da etwas in ihm selbst, das gegen solche Deutung und gegen solche Auslegung sich wehrte. Der Jost von Ryssow denkt nicht im Traume daran, ein paar Löcher in die Luft zu schießen — der ebensowenig wie du selbst! Mit allen Hunden ist er gehetzt, in allen Sätteln ist er gerecht; hat sich den Wind des halben Erdballs um die Ohren wehen lassen — der wird dir schon die Zähne zeigen! Dem zittert nicht die Hand, wenn er die Pistole hebt! Der sucht sich den Fleck, wo Korn und Kimme zusammenlaufen ... — Und dieser Fleck ist deine Brust, Hans Torun; und in dieser Brust das Herz, das ... —

Und gleichsam als Abschluß seiner argwöhnisch verbissenen Grübeleien brummte einer der Sekundanten fröstelnd und ausgeschlafen neben dem qualmenden Zigarrenstummel her:

„Morgenstunde ist aller Laster Anfang! Soll man sich zum Deuwel den Kopp zerbrechen, was bei solchen Geschichten rauskommt!“

*

„Ich mache pflichtgemäß die beiden Gegner nochmals darauf aufmerksam, daß ...“

Und dann kam der übliche Versöhnungsversuch: — „Revozieren“; „gütlicher Ausgleich der gegenseitigen Differenzen“; „Erklärung, daß die ausgestoßene Beleidigung lediglich unter dem unheilvollen Einfluß äußerlicher Verhältnisse gefallen sei ...“

Na ja; und so weiter; hörte natürlich kein Mensch danach hin. Man wartete nur frierend und ungeduldig, bis der Unparteiische seinen Vers endlich aufgesagt hatte; man nahm Kenntnis; man bedauerte und lehnte selbstverständlich rundweg ab.

Auf die vorgeschriebenen zwanzig Schritte standen die Gegner einander gegenüber; rechts und links von sich die Zeugen. Die Barrieren waren abgesteckt, die Entfernung ausgeschritten, die Pistolen von dem Unparteiischen unter allgemeiner Beachtung geladen und den Gegnern ausgehändigt.

Herr von Ryssow regte sich nicht. Nur die Backenmuskeln spielten in seinem Gesicht, das starr und steinern war wie das eines Toten. Nur, als der Unparteiische seine Litanei begann, wandte er unwirsch den Kopf. Seine Augen umlungerten feindselig den anderen. Ob den nicht doch langsam die Todesfurcht ankroch?

Gelassen aber parierte Dr. Torunn den Florettstoß dieser von schweren Lidern überschatteten Augen. Und wenn vielleicht wirklich noch bis vor Minuten in ihm ein letzter Rest des Glaubens gelebt, der ehemalige Fahnenjunker könne seine erste Kugel verschenken, könne vornehm genug denken, um auch ihm die Aussicht eines Schusses zu lassen — jetzt war das vorbei. Und war recht so! Er hätte plötzlich über sich lachen mögen. Er begriff nicht mehr, wie er vorhin auf der Fahrt hierher Möglichkeiten erwogen, die unreif, einfältig, wunderlich waren. Denn der Ryssow ...

„Ich stelle fest, daß beide Parteien meinen pflichtgemäßen Versuch eines gütlichen Ausgleiches abgelehnt haben ... Ich bitte die Herren nunmehr, sich bereit zu halten ... Herr von Ryssow hat den ersten Schuß ... Ich zähle langsam bis drei ....

Ja — also der Ryssow ließ sich nicht auf der Nase herumtanzen; der war kein schlapper Geselle; der hatte eine scharfe Schule hinter sich; der wollte sich jetzt mit Gewalt den Weg zu Martine von Laar freimachen. Und wenn man ihm dabei in die Parade fuhr — natürlich ... „Eins!“

— natürlich zog er dann vom Leder. Hatte von seinem Standpunkt aus auch ganz recht. Landsknechtsnatur; blieb bei der Stange; kannte nur die einfache, aber harte Melodie seines Lebensliedes; hielt sich in den engen Grenzen seines Wesens und fand darin alles, was er an innerlichen Rechtfertigungen brauchte.

„Zwei!“

Das Wetter hellte sich allgemach auf ... Zwischen dem dunklen Grün der Kiefernwipfel blitzte schon hier und dort ein blauer Fetzen Frühlingshimmel .... Köstlicher Harzduft kommt drüben von der Tannenschonung her, der sich den Hang hinaufzieht ... Eine schwarzgraue Krähe wandert plump und schwankend über den nadligen Moosboden ... Da— der erste blasse verirrte Sonnenstrahl! ... Übrigens war das sonderbar gestern abend mit der Martine im Speisesaal des Kaiserhofs. Ihre norddeutsche kühle und herrische Art war manchmal minutenlang gar nicht da. Und einmal, als es plötzlich für ein paar Sekunden zwischen ihnen ganz still war, hörte man ihr stürmendes Herzklopfen ... Ach was — Hirngespinste! — Ammenmärchen! — Der Trank des Lebens blieb ja doch ungetrunken! Das Schicksal haut eben immer daneben!

„D r e i !“

Drüben der Herr von Ryssow straffte sich zusammen; drückte mit der Linken das Einglas fester in die Augenhöhle; hob langsam und mit nüchterner Sachlichkeit die Waffe. Eine Sekunde noch tasteten Korn und Kimme der Pistole suchend über die weiße Hemdbrust des anderen, der reglos stand und dessen Augen am lauernden Tode vorbei irgendwohin sahen, wo aus dunkelgrünem Dämmer des Tannenforstes ihm wohl ein betörendes Traumbild aufsteigen mochte.

Und indem zerriß schon der brechende Hall eines Schusses die heilige Stille des aufgehenden jungen Morgens. Im weißfleckig aufstiebenden Pulverdampfe stand Hans Torunn hoch aufgerichtet; immer noch; immer — noch ... Aber gerade, als der Unparteiische neuen Feuerbefehl geben wollte, als der Pulverdampf zu zerfließen begann — gerade da rann ein wunderliches Zittern durch seinen Körper ... Er gab einen ganz leisen, röchelnden Ton von sich ... machte eine jähe Wendung ... hob die Arme etwas — und brach lautlos in die Knie.

Schon aber war die Waldlichtung überflutet von verstört durcheinander hastenden Menschen.

Jost von Ryssow ließ den rechten Arm wieder sinken. Er tat keinen Schritt. Er stand ganz still und sah zu dem von den Sekundanten umdrängten Arzte hinüber, der neben dem kniete, den er eben mit Blattschuß auf die grüne Decke gelegt.

Plötzlich war der Unparteiische neben ihm, entwand ihm die Waffe. Seine Stimme verfing sich in geängstigter Fassungslosigkeit.

„War das — war das nötig, Herr von Ryssow?“

„Vermutlich, Herr Assessor.“

„Na dann ... Ja, natürlich dann ... Aber, bitte, nehmen Sie jetzt Ihren Wagen und fahren Sie los. Sie haben hier nichts mehr zu verlieren. Alles übrige erledigen wir schon — der Doktor und ich und noch irgendeiner von den Herren.“

Der andere machte eine Bewegung, sich zu entfernen. Doch noch einmal verhielt er den Schritt, musterte lange, fast nachdenklich das schmerzverzerrte Gesicht, auf dessen Stirn dicke Schweißtropfen perlten.

„Eine Frage, Herr Assessor ... Ist es — hoffnungslos?“

„Ja. Allem Anscheine nach ein Lungenflügel zerrissen oder sowas. Der Doktor will es trotzdem versuchen, ihn im Auto nach Westend in seine Privatklinik zu schaffen — wenn er den Transport überhaupt aushält. Vielleicht ist's auch nur noch Formsache oder Pietät ... Jedenfalls, Doktor Söllmann kann Sie ja telephonisch oder brieflich benachrichtigen, heute oder morgen, sobald sich was Bestimmtes sagen läßt ... Aber — wie die Kugel sitzt ...“

Darauf antwortete der Herr von Ryssow nicht mehr. Er bedachte sich, schüttelte geringschätzig den Kopf und murmelte:

„Haß ist allemal ein Zeichen von Schwäche. Der Stärkere haßt niemals. Überhaupt — es ist philisterhaft und beschränkt, die Menschen zu lieben oder zu hassen. Man sollte eine sanftmütige Gleichgültigkeit für sie haben. Meinen Sie nicht auch, Herr Assessor?“

Er wartete die Entgegnung gar nicht ab. Er löste sich von seinem Platze und ging langsam quer über die Wiesenschlenke und durch den Hochwald zur Chaussee, wo die Wagen standen.

Niemand folgte ihm.

14.

Vierundzwanzig Stunden später hatte das nächtliche Berlin wieder einmal seine Neuigkeit — die letzte vielleicht in dieser zur Neige gehenden Saison:

Im „Kontinental-Klub“ verlor am Abend vorher der wieder aufgetauchte Jost von Ryssow im Ekartee an den Grafen Kray hundertachtzigtausend Mark. Binnen ein paar Stunden. Dann versuchte er seinen glücklichen Gegenspieler aus heiler Haut herauszufordern. Aber da hatte man ihn, der anscheinend betrunken und nicht mehr Herr seiner Sinne war, mit sanfter Gewalt in ein Auto geschafft und nach Hause gefahren.

Den Scheck aber, den er dem Grafen gegeben, beglich die „Nationalbank“ am nächsten Vormittag bei der Vorweisung glatt. Der „Kontinental-Klub“ erhielt für seine Ships volle Deckung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Großmutter.

Erzählung von Hilde Brand.

Bei Wegners war ein Junge angekommen; er stand im Mittelpunkt des Interesses, nicht allein bei den Eltern, sondern auch bei deren Wirtin, Frau Bergmann. Wegners wohnten nämlich möbliert. Sie waren seit zwei Jahren verheiratet, hatten vor ihrer Hochzeit als Wohnungssuchende vom Wohnungsamt eine Karte mit der Nummer 40 523 erhalten, und es war ihnen in Aussicht gestellt worden, daß sie etwa in fünf Jahren ein Heim bekommen würden.

Im ersten Jahre ging alles herrlich. Sie wechselten dreimal ihr Asyl, — aber der Umzug war weder schwierig noch kostspielig. Guten Mutes meinten sie in den ersten vier Wochen stets, daß sie sich verbessert hätten, bis sie nach und nach merkten, daß sie doch wieder übers Ohr gehauen wurden.

Anders wurde es, als der kleine Erdenbürger sich meldete. Als ihre letzte Wirtin seine bevorstehende Ankunft merkte, — Wegners hatten sich gehütet, ihr Mitteilung über ihre frohen Hoffnungen zu machen, — hatte sie ihnen sofort gekündigt.

Die Wohnungssuche war nun nicht leicht gewesen. Überall, wo Frau Wegner hinkam, wurde sie mit einem Blick gemustert und dann war das Zimmer immer soeben vermietet worden. Schließlich hatte sich Herr Wegner für einen Tag freigemacht und sein Heil versucht. Er wurde sehr freundlich empfangen, fand auch bald, was er suchte, als er aber von dem bevorstehenden Familienereignis sprach, schlug die Dame die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Kindergeschrei, — beim Himmel, das fehlt uns noch!“, und alle Vereinbarungen wurden rückgängig gemacht. Auf zwei anderen Stellen ging es ihm ebenso. Schließlich versuchten sie es, sich in eine Wohnung einzuschmuggeln. Nach acht Tagen wurde ihnen schon der Kündigungsbrief durch die Tür gereicht. Da, in höchster Not, hatten sie endlich bei der guten Frau Bergmann ein Obdach gefunden. Als Herr Wegner ihr ängstlich und ganz zaghaft von den guten Hoffnungen seiner Frau sprach, hatte sie ihm herzhaft auf die Schultern geklopft und gesagt: „Na nu, machen Sie man keine Leichenbittermiene. Kinder sind ein Himmelssegen. Ich bin sechsfache Großmutter und sehne mich ordentlich nach Kindergeschrei. Hoffentlich wird's ein strammer Junge!“ — als Herr Wegner dieses seiner Frau berichtete, fiel sie ihm um den Hals und sagte bloß glückselig: „Nein, daß es heutzutage noch solche Menschen in der Großstadt gibt, hätte ich nicht gedacht!“ —

Frau Bergmann hatte mit Rat und Tat geholfen, und keine Großmutter konnte an dem runzligen, schreienden Würmchen mehr Freude haben als sie. Sie pflegte die junge Mutter in den ersten zwei Tagen mit Liebe und Erfahrung, und es war eitel Sonnenschein im Hause.

Am dritten Tage kam Frau Wegners Mutter. Sie war eine resolute Gastwirtsfrau aus einer kleinen Stadt, brachte schwere Pakete mit Eßwaren mit und riß sofort das Regiment an sich.

Wenn die Tochter in Dankbarkeit die freundliche Hilfe ihrer gutherzigen Wirtin erwähnte, so kniff die Mutter nur die Lippen zusammen, und als Frau Bergmann einmal über den Wagen gebeugt mit sanften Worten das schreiende Bübchen zu beruhigen suchte, da schob sie sie etwas unsanft zur Seite und sagte barsch: „Lassen Sie doch das Getue; Hunger hat der Bengel.“

Frau Bergmann ging etwas beleidigt hinaus und Frau Wigand brummte vor sich hin: „Jetzt bin ich hier Großmutter, — gar nichts hat sie sich reinzumischen!“, und reichte den kleinen Schreihals der Mutter.

Was Frau Bergmann erfahren und besonnen für Mutter und Kind eingerichtet hatte, das stieß sie um. Das Kind war schlecht gebettet; sie holte ein dickes Federkissen aus ihrem Gepäck, in dem das Würmchen wie in einer Grube unsichtbar versank. Die Fenster, die so lange bei dem warmen Sommerwetter geöffnet waren, wurden fest verschlossen. Dann wurde die Wohnung mit lauter Stimme schlecht gemacht und über den hohen Mietzins räsonniert. Frau Wegner suchte zu beschwichtigen, aber sie kannte ihre Mutter, die sagte stets recht laut das, was sie dachte.

Frau Bergmann ließ sich von dem Moment an nicht mehr blicken, — aber wenn die beiden Alten draußen in der Küche das Mittagbrot bereiteten, dann schallte stets zu der vor Aufregung zitternden jungen Frau derbes Gezänke. Die Stimme ihrer Mutter kannte sie ja, — aber sie staunte auch über Frau Bergmanns Zungenschlag. Wenn die Mutter dann hereinkam, war sie hochrot im Gesicht, mehr vom Ärger als vom Kochen und unterhielt die Tochter die ganze Zeit bis zum Schlafengehen über die Unverschämtheit der Wirtin.

„Natürlich, ihr bezahlt das Gas, da kann sie sich ihr Rindfleisch auch vier Stunden lang kochen, und den größten Topf nimmt sie für ihre paar Lumpen Wäsche und läßt sie bald kaput schmoren — bloß um euch zu ärgern. Und gesagt hat sie, aus Gnade und Barmherzigkeit habe sie euch aufgenommen, bei der Miete! Und an deinen Tellertüchern wischt sie ihre Messer und Gabeln ab und“ — dabei dämpfte Frau Wigand doch etwas ihre Stimme — „ob sie aus deinen Büchsen nicht auch kocht — —Ännchen, du bist solch' Schaf! Die Alte lobst du stets in deinen Briefen, — na, — ich danke!“ Dabei lief sie, das Federbündel, — aus dem unaufhörlich ein dumpfes, unterirdisches Geschrei erklang, — hin und her schaukelnd, in der Stube umher.

„Mutter, gib mir den Kleinen, du machst dich ja halb tot; heuzutage schaukelt man die Kinder nicht mehr so viel, — du verwöhnst ihn!“

Frau Wigand hielt in ihrer Wanderung inne.

„Das hat sie Dir wohl auch eingelernt?“ Sie machte eine Bewegung nach der Nachbartür. „Ich hab' meine Kinder auch groß gekriegt, ohne die Madame Bergmann zu kennen!“ Und damit begann sie von neuem ihren Parademarsch im Zimmer, daß in der Wohnung unter ihnen die Lampe zitterte.

„Ach, wenn Mutter doch bloß abreiste,“ flüsterte abends die junge Frau ihrem Manne zu. „Sie macht es noch, daß uns Frau Bergmann kündigt. Was dann?“

Aber die Mutter reiste nicht ab und Frau Bergmann kündigte für den nächsten Ersten.

Die junge Frau weinte still vor sich hin, — der Ehemann suchte zu vermitteln, fand die Wirtin aber gänzlich unzugänglich. Bloß Frau Wigand war triumphierend. Zeit wäre es gewesen, daß sie hergekommen sei und Ordnung geschafft hätte. Die Kinder müßten hier raus. Jetzt wollte sie ihnen mal eine ordentliche Wohnung besorgen.

Zuerst ging sie zum Wohnungsamt und — — nach zehn Minuten wurde sie durch den Beamten, dem sie allerhand Grobheiten sagte, herausgesetzt. Ihre Versuche bei den verschiedensten Vermieterinnen endeten auf ähnliche Weise. Schimpfend über das „Großstadtpack“ kam sie nach Hause.

So ging es drei Tage; dann packte sie ihre Koffer und fuhr ab; den Enkel wollte sie durchaus mitnehmen, doch die Eltern protestierten. Da war sie auch mit ihnen böse.

Still und trübselig war es bei Wegners, trotzdem sie jetzt aufatmen; aber alle Freude der ersten Tage schien verscheucht zu sein. Frau Bergmann ließ sich nicht sehen. Wenn sie sich trafen, überhörte sie den gebotenen Gruß, und wie sie vorher die junge Frau umsorgt hatte, so schikanierte sie sie jetzt.

Der Erste stand vor der Tür und noch immer hatten Wegners keine Wohnung. Wer nahm eine Familie mit einem drei Wochen alten Kinde auf? Wie ein dumpfer Druck lag es auf den jungen Eltern — und wenn die Mutter dem Säugling zu trinken gab, fielen oft Tränen auf sein Köpfchen.

Am Neunundzwanzigsten packten sie ihre Sachen und wußten noch nicht wohin. Am Dreißigsten vormittags wollte die verzweifelte kleine Frau nochmals ihr Heil versuchen; sie hatte im Morgenblatt ein paar Angebote von freistehenden Zimmern gelesen, — allerdings stand stets „für kinderloses Ehepaar“ dabei. Aber, — sie herzte ihren kleinen Buben zum Abschied, — solch ein süßes Wesen mußte doch jeder lieb haben! Sie ging und erlebte überall die gewohnten Enttäuschungen. Kindergeschrei wollte niemand hören. Weinend kam sie die Treppe empor und schloß rasch die Flurtür auf. Sie lauschte mit angehaltenem Atem. Nein, er schrie nicht, — aber was war das für ein leises Singen und Summen, — — sie öffnete ihre Zimmertür und prallte zurück.

Da stand Frau Bergmann am Kinderwagen, schaukelte ihn leise und koste mit dem kleinen Bürschchen, das mit großen, wachen Augen da lag.

Als sie Frau Wegners ansichtig wurde, trat sie verlegen zurück, räusperte sich und sagte dann: „Nun, kleine

Frau, — ich bin doch zu sehr Großmutter, es will mir das Herz abdrücken, daß ich den da nicht mehr schreien hören soll. Na, da bleiben Sie man weiter, die alte Bergmann ist nicht so schlimm. Bloß", — und da machte sie wieder das Gesicht, das Frau Wegner in der letzten Zeit hatte fürchten gelernt, — „Ihre Mutter laden Sie mir nicht mehr ein, — für die ist kein Platz bei mir!"

Das versprach Frau Wegner nur zu gern und auch der Kleine im Wagen erhob ein energisches Protestgeschrei.

„Sehen Sie, — der kennt seine Leute", lachte da Frau Bergmann. „Wenn ich zu ihm komme, lacht er schon mit seinen drei Wochen. Aber von der Großmutter will er nichts wissen, — hast ganz recht Jungelchen. Kinder haben doch immer das rechte Gefühl, und wenn sie noch so klein sind!"



Bunte Chronik

* **Die 43. Operation überstanden.** Man sollte es nicht für möglich halten, daß der menschliche Körper 43 Operationen zu ertragen vermag. Das wenig beneidenswerte Opfer einer solchen Nervenprobe ist ein 35 Jahre alter ehemaliger Hilfsarbeiter in Neuyork. Vor zehn Jahren fiel ihm ein Ziegelstein auf den Fuß, der die Zehen quetschte. Es entstand eine Blutvergiftung, deren Umsichgreifen die Ärzte durch eine Operation vorzubeugen versuchten. Operation folgte auf Operation und der beklagenswerte Mann verlor zum Teil Hände und Füße, die man amputierte, um der Vergiftung Einhalt zu gebieten. In den letzten Tagen unterzog sich nun der Patient seiner 43. Operation, die er ebenfalls glücklich überstand. — Als die Freunde und Nachbarn hiervon erfuhren, veranstalteten sie einen „Wohltätigkeitsball", dessen Ertrag dem Rekonvaleszenten zugeführt werden soll.

*

* **Eine Kirche, die — Dividende zahlt.** In amerikanischen Tageszeitungen und Zeitschriften wird Reklame gemacht für die Anteile einer Aktiengesellschaft zur Ausbeutung einer Kirche mit Zubehör, nämlich Kaffeehaus, Hotel, Wohnungen usw. Die Anzeigen sind auch für amerikanische Begriffe sehr eigenartig. Die Kirche selbst wird etwa 2200 Personen fassen können. Es werden Räumlichkeiten vorhanden sein für Sonntagsschulen, Turnsaal, Schwimmbassin, ein Versammlungslokal, ein Hotel mit 600 Zimmern, Restaurant und Café. Vom Hotel aus wird man einen prachtvollen Ausblick haben auf die Hudson-Bai. Ferner wird eine Reihe von Kleinwohnungen eingerichtet, die Wohnraum für 500 Personen bieten werden. Das Ganze wird ein Wolkenkratzer, auf dessen Dach noch ein elf Meter hohes, turmartiges Haus gebaut werden soll. „Wenn abends aus allen Fenstern Licht scheinen und auch das Haus auf dem Dache hell erleuchtet sein wird, dann werden die sechs Millionen Menschen, die dieses Schauspiel sehen (Neuyorks Einwohnerschaft), ihre Gedanken zu Gott erheben." So sagt der Prospekt. — John D. Rockefeller hat bereits für 25 000 Dollar Anteile übernommen. In den Anzeigen steht übrigens auch noch zu lesen, daß gerade die Großunternehmer viel Interesse zeigen für diesen Plan zur Stiftung einer sich kaufmännisch aus eigenen Einnahmen erhaltenden Kirche; und man glaubt annehmen zu dürfen, daß das Unternehmen im Laufe der Zeit auch Gewinn abwerfen wird. — Kommentar überflüssig!

*

* **Einer, der andere nicht leiden sehen kann.** In ein Eisenbahnabteil erster Klasse stürzt, so lesen wir in einem spanischen Blatte, ein Mann herein, bleich wie der Tod, und ruft mit bewegter Stimme: „Hat keiner von den Herren eine Herzstärkung? Eine Dame ist ohnmächtig geworden." „Na, nehmen Sie", ruft ein Reisender freundlich, „hier ist eine Flasche besten Kognaks". Der Mann nimmt die noch halbvolle Flasche, leert sie mit einem Zuge und stellt sie dem Eigentümer wieder zu mit den Worten: „Vielen Dank, mein Herr! Ich konnte niemals eine Frau ohnmächtig werden sehen, ohne daß mir übel wurde."

*

* **Der eierbrütende Bauer.** Ein dänisches Blatt darf das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, in dieser Zeit, in der die „Enten" in den Spalten der Zeitungen häufig auftauchen, ein besonders schönes Exemplar der Gattung aufflattern zu lassen. Danach hatte ein dänischer Bauer von der Polizei eine Vorladung erhalten, um sich auf die Anschuldigung eines Hühnerdiebstahls zu verantworten. Der Bauer konnte aber der Aufforderung nicht nachkommen, weil er damit beschäftigt war, einige Eier auszubrüten, und weil er das Gelege nicht verlassen konnte, ehe seine Frau vom Markt zurückgekehrt sei und seinen Posten einnehmen könne. Der Polizeiinspektor glaubte, als ihm der sein Ausbleiben entschuldigende Bescheid überbracht wurde, nichts anderes, als daß der Bauer unter dem Einfluß der Hitze seinen Verstand verloren habe und entsandte deshalb einen Polizeiagenten mit dem Auftrag, den Mann auf das Polizeibureau zu bringen. Der Polizist glaubte seinen Augen nicht zu trauen, als er beim Betreten des Zimmers den Bauern im Bett auf einem Gelege von Enteneiern fand, das sorgsam mit Stroh und Stoffetzen bedeckt war. Zwei Eier waren bereits, wie das dänische Blatt allen Ernstes erzählt, durchstoßen und die ausgekrochenen kleinen Entchen watschelten vergnügt auf dem Bett herum. Unterdessen war die Frau vom Markt zurückgekehrt und hatte sofort, nachdem sie erfuhr, daß ihr Mann zur Polizei gehen müsse, seine Stelle als Bruthenne eingenommen. Wie das Blatt versichert, sind mittlerweile alle Eier ausgebrütet und die kleinen Enten wie ihre Adoptiveltern erfreuen sich des besten Wohlbefindens.

*

* **Der Multimillionär als Dichter.** Amerika hat einen neuen Dichter, wenn auch nur einen Gelegenheitsdichter. Es ist der alte Multimillionär Rockefeller, der Ölmagnat. Anläßlich seines 86. Geburtstages hat er ein Gedicht verfaßt, wohl das erste während seines langen Lebens, das von allen Amerikanern freundlich begrüßt wurde, aber doch zu der Äußerung Veranlassung gab, daß Öl sich schlecht mit etwas anderem vermischen läßt und am allerwenigsten mit der Poesie. In der Übersetzung lautete dieses Gedicht ungefähr folgendermaßen:

„Ich habe früh gelernt wie man arbeitet und wie man sich freut,
Mein Leben war eine einzige, lange, glückliche Ferienzeit.
Voll von Freude und voll von Plag'
Manchmal fiel mir der Weg wohl schwer;
Doch Gott war gut zu mir jeglichen Tag!"

Wenn sein Leben „eine einzige lange glückliche Ferienzeit" gewesen ist, so ist ihm das Gold wohl von selber in den Schoß gefallen — durch Spekulation! Wie man sieht, ist das Dichten schwerer als das Millionärwerden.

*

* **Ein Lebensretter von 460 Menschen.** Im 82. Lebensjahre verstarb in Agger an der jütischen Westküste der Seemann Christian Iversen, der während vieler Jahrzehnte Führer des Rettungsbootes in Westoragger war, und im Laufe der Jahre nicht weniger als 460 Menschen das Leben rettete. Seine größte Heldentat vollbrachte er im Herbst 1884, als das deutsche Kriegsschiff „Undine" an der dänischen Küste während eines furchtbaren Sturmes in schwere Seenot geriet. Iversen fuhr damals mehrere Male mit seinem Boot an das gestrandete Kriegsschiff heran und rettete die ganze, aus 150 Personen bestehende Besatzung an Land. Von auf offener See in schweren Stürmen befindlichen Dampfern hat er wiederholt, immer unter Einsetzung seines eigenen Lebens, Passagiere und Mannschaften gerettet.



Lustige Rundschau



* **Mißglückte Warnung.** Der Gatte einer verschwenderischen Frau hatte durch ein Inserat jedermann gewarnt, seiner Ehegattin etwas zu borgen. Als er die betreffende Zeitung zu Gesicht bekommt, findet er neben der eigenen Anzeige eine zweite abgedruckt, die lautet: Mein lieber Mann, sei ohne Sorgen. Auf deinen Namen wird mir niemand borgen.

*

* **Ein ausgelachter Witzbold.** Der berühmte englische Schauspieler Sullivan spielte mit besonderer Vorliebe in Dramen von Shakespeare. Eines Abends stellte er in London Richard III. dar. Und während er das berühmte Wort deklamierte: „Ein Pferd, ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!" ertönte von der Galerie eine Stimme: „Herr Sullivan, würde es nicht auch ein Esel tun?" „Aber gewiß", antwortete prompt der Schauspieler, „kommen Sie nur sogleich herunter auf die Bühne." Unter dem Sturm des Gelächters, der sich bei diesen Worten erhob, verstummte der Witzbold gänzlich.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.